

Zeitschrift:	Bulletin der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften = Bulletin de l'Académie suisse des sciences médicales = Bollettino dell' Accademia svizzera delle scienze mediche
Herausgeber:	Schweizerische Akademie der Medizinischen Wissenschaften
Band:	19 (1963)
Artikel:	Zum 200. Geburtstag des Wildt'schen Hauses
Autor:	Löffler, W.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-307548

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Zum 200. Geburtstag des Wildt'schen Hauses *(seit 1955 Sitz der Akademie)*

Wir feiern heute einen dritten Geburtstag, den des Wildt'schen Hauses, den 200sten. Der Schlußstein eines Bogens im Kellergewölbe trägt eingemeißelt die Jahreszahl 1763. Seit dieser Zeit also blickt das Haus auf den Petersplatz. Bauherr war Jeremias Wildt-Socin (1705–1790). Seit 1952 gehört es der Stiftung gleichen Namens, dank einer öffentlichen Sammlung erworben, vom Staat gründlich überholt und durch geschmackvolle Inneneinrichtung den neuen Zwecken angepaßt. Ernst Staehelin, Theologiae, ist zurzeit Herr des Hauses. Die Prodrome dieser Entwicklung gehen weiter zurück, fast auf die Gründung der Akademie, und sind mit deren Entwicklung eng verbunden. A. Gigon, im Gedanken, dieser Institution ein angemessenes Domizil zu geben, fand dieses kleine Palais dafür besonders geeignet, nach Ort, Anlage und Gestalt, und er ruhte nicht, bis in Zusammenarbeit mit der Baukommission unter besonderer Förderung durch Regierungsrat Dr. Peter Zschokke dieser schöne Gedanke Wirklichkeit wurde. Nachdem schon in den 40er Jahren die Akademie sich ein Optionsrecht gesichert hatte, erließ A. Gigon als Rector magnificus, nun von höherer Warte, einen Aufruf an die Basler

Bevölkerung, in diesem Haus eine würdige Stätte zur Pflege von Wissenschaft, Kultur und entspannender Geselligkeit zu schaffen (1951). Einige dieser Gedanken mögen in Erinnerung gerufen sein:

«Zu den schönsten Basler Baudenkälern aber gehört ohne jeden Zweifel das Wildt'sche Haus am Petersplatz. Dieses Wildt'sche Haus zu erhalten, erscheint geradezu als eine Pflicht der auf ihre Geschichte und Tradition stolzen Stadt Basel. Die Voraussetzung dieser Erhaltung aber ist eine Institution, welche die Liegenschaft kaufen und verwenden kann; denn ein privater Käufer für das heute an eine Bildergalerie vermietete Haus dürfte sich kaum einstellen. Also einmal mehr der Staat? Diesmal nicht. Diesmal ist es die Universität Basel, die als Käuferin eines der schönsten Baudenkämler Basels auftreten will, um es – ohne Beeinträchtigung seiner Art – für die Akademie der medizinischen Wissenschaften und auch für eigene Zwecke zu verwenden. ... Die Möglichkeiten für diesen Kauf sind gegeben; die Universität konnte sich ein notariell beglaubigtes Optionsrecht bei einem Kaufpreis von Fr. 400 000.— bis Ende 1951 sichern. Vorgesehen ist die

Errichtung einer öffentlich-rechtlichen Stiftung

zugunsten der Universität und der Akademie. Für die Instandstellung des Hauses ist auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen ein Arbeitsrappenbeitrag zu erwarten. Der erste Schritt aber ist nun mit dem *Zusammenbringen der Kaufsumme* zu tun. Denn die Universität besitzt nicht genügend eigenes Vermögen, um das Wildt'sche Haus zu erwerben. Sie möchte auch nicht den Kanton um einen Staatsbeitrag in solcher Höhe angehen. Sondern sie richtet nun vielmehr in einem

Appell an die ganze Bevölkerung,

an alle ihre Freunde und darüber hinaus an jeden mit dem Geistesleben und der Tradition irgendwie verbundenen Kantonseinwohner die Bitte, sie alle möchten ihr Scherlein – und sei es auch noch so bescheiden – dazu beitragen, um das Zustandekommen dieses schönen Projektes zu ermöglichen.»

Das bedeutende und allgemeine Interesse ließ die Kaufsumme erreichen. Die Beiträge gingen von Fr. 2.— bis Fr. 65 000.—. Diese enorme Spannweite zwischen den Grenzwerten zeigt – eindrücklicher wäre es kaum möglich – die Verbundenheit der Basler mit *ihrer* Universität und ihre Anteilnahme an Forschung und wissenschaftlicher Ausbildung der kommenden Generation im ganzen Lande. In diesem Sinne sei dankbar nicht nur der hochbedeutenden Beiträge gedacht, sondern besonders auch der Scherlein kleinerer Mäzene.

Das Haus beherbergt nun dauernd die Büros der Akademie, dient der Universität, bietet Asyl für Examina, erfüllt aber daneben manchen repräsentativen Zweck in angemessenem Milieu.

Durch Ausbau und Einrichtung des Gartengeschosses, das den Studenten zur Verfügung steht, ist es wieder zu dem geworden, wozu es vom Erbauer bestimmt war: zu einem Haus auch für edle Geselligkeit nach getaner Arbeit, einem Ort auch, an dem der hohe Regierungsrat Gäste bewillkommt, aber auch offen anderen Organisationen, Zünften, Vereinen, Privaten, «die ihre schönsten Feste ins Haus am Petersplatz verlegen können und einmal nachempfinden, wie das 18. Jahrhundert zu leben verstand» (Christoph Bernoulli). Unwillkürlich denkt man an die

Worte Talleyrands, die sich auf jene Zeit beziehen: «Qui n'a pas vécu dans les années voisines de 1789 ne sait pas ce que c'est que le plaisir de vivre», wofür der künftige Bischof von Autun den persönlichen Segen des greisen Voltaire erhalten hatte.

Der Bau ist schon oft beschrieben worden. Die Symmetrie von Haus, Einfahrten, Brunnen und Bäumen und der Durchblick nach den alten Bauten an der Hebelstraße erinnert direkt an den Palazzo Pius' II. in Pienza mit seinem «culte de l'axe». Zweifellos liegt es am Terrain, daß die Rückfassade imposanter ist als die Front. Aber vielleicht auch an einer unterbewußten, echt baslerischen Tendenz, trotz allem, nach aussen nicht allzusehr aufzufallen. Der Bau ist, zusammen mit seinem ältern Schwesternhaus, der «Sandgrube» (1750), das schönste Werk des Basler Architekten Fechter. Es zeigt nach P. L. Ganz, «daß ein Architekt seine Begabung nur dort voll zur Geltung bringen kann, wo ihm durch den Auftraggeber die Gelegenheit dazu geboten wird. Meist bleibt er an beschränkte Mittel oder an beschränkende Richtlinien gebunden», eine Wahrheit, die für jedes geistige Schaffen gilt und verdiente, gerade auch in diesem Hause in Stein gemeißelt zu werden (aber nicht im Keller).

So ist dieser Edelstein im Diadem der Platzumgürtung geschliffen und erhalten geblieben.

Daniel Bernoulli konnte vom Stachelschützenhaus schräg gegenüber das Wachsen des Baues verfolgen, denn er hatte zu jener Zeit den Lehrstuhl für Physik inne, der ihm unter Umgehung des üblichen Loses dank seiner Bedeutung zugeteilt worden war, nachdem er vorher die Lehrstühle der Anatomie (und Botanik) und der Physiologie innegehabt hatte in einer Laufbahn, die später in gleicher Weise Helmholtz durchgemacht hat. Daniel Bernoulli war der letzte Gelehrte von Weltgeltung an der damals im Niedergang befindlichen Universität (Otto Spiess).

Und zur selben Zeit spielte vor dem Hause vergnügt ein Büblein, das dereinst das Heimweh singen lehren sollte:

«Wie ne freie Spatz
uff em Petersplatz
flieg i um, und 's wird mer wohl
wie im Buebekamisol,
uff em Petersplatz.»

Aber er sang auch:

«In der Münsterschuel
uff mym herte Stuehl
magi zwor jetz nüt me ha,
d'Dööpli stöhn mer nümmen a
in der Basler Schuel.»

Und abermals 200 Jahre zurück tummelte sich dort ein anderes Büblein, das, da es gerne und gut lateinisch sprach, beim Anblick des neuen Hauses ausgerufen hätte: *Quae mutatio rerum!* nicht nur im Hause, auch in den Sitten. Es war der kleine Felix Platter, später Professor der Medizin und Stadtarzt, einer der bedeutendsten Ärzte und medizinischen Lehrer seiner Zeit. Es kam vor, daß er an Sonntagsspaziergängen mit der Frau eines väterlichen Freundes in Konflikt kam, die «den jungen siner unüberkeit wegen ruch ansur. Wir betteten uf den blöcheren by S. Peters blatz alweg zevor, domit er nit vast beschulten wurde.» Wesentlich härter aber als die Frau, «so ein Berin was», faßte ihn der Vater, so ein Walliser war, der große Pädagoge Thomas, an: «Er frogt mich einest, was das Griechisch *α purum* wer, und als ichs nit kont sagen, schlacht er mit einer nüven ruten ab der catheder über mich, vermeindt über den rucken ze schlachen ... Ich geschwal im angesicht und blutet an ettlichen orten ... und furt man mich verhüllt heim», damals wohl noch nicht zum nahen Grabeneck, das er später bewohnte.

Felix Platter berichtet auch, wie 1541 – er war 5jährig – «ein hauptschießen ze Basel mit dem armbrust auf S. Petersplatz gehalten wardt» und wie die Schützen von der abklingenden Pestepidemie noch ergriffen wurden, einer Krankheit, der er später hochbedeutende Werke widmen sollte.

Wenn der Bauherr als schrullig und immer schrulliger werdend empfunden wurde, so muß man sich doch fragen, wer wohl diese Bezeichnung eher verdiente, er oder die andern.

Aber nur wenige ahnten, sei es vor, sei es hinter den schönen eben erstandenen Fassaden, daß sie Zeugen einer rasch zur Neige gehenden Epoche waren. Die oligarch regierte Polis hatte sich abgekapselt gegen Anregungen von außen, es seien denn schöngestigte gewesen, wie sie der Bau selbst bezeugt, und die darin gespielte Musik, die gemalten Tapeten und die Gemälde, die sich allmählich ansammelten, autark auch gegenüber der eigenen nicht regimentsfähig erachteten Bürgerschaft. Die Besetzung der Professuren wurde dem Los anheimgestellt, Ananke entschied, das Regime hatte sich in dieser politisch leeren Epoche selbst überlebt. Beinahe aber hätte der Bau in der turbulenten Übergangsperiode unversehens im Mittelpunkt der Ereignisse gestanden.

War es Weisheit, war es Zufall, daß Jeremias Wildt unter den zahlreichen Bewerbern um die Hand seiner Tochter auch den in der Folgezeit bekanntesten derselben, Peter Ochs, abgewiesen hatte?

So kam das Wildt'sche Haus um die Ehre, Ort der Unterzeichnung der verschiedenen Separatfrieden geworden zu sein.

Es stimmte also nie, wie es im Gedichtchen über den Petersplatz heißt,

«Zwischen den Stämmen dämmert in kühlem Blau
des Peter Ochs vornehm barocker Bau

und stimmt nicht mehr,

Ihm gegenüber lagert schwer verdrossen
das rostige Zeughaus, stumm, verschlossen»

Ein weniger erschütternder, aber doch historischer Augenblick war es, als Erzherzog Johann v. Österreich (1815) von einem Dachfenster aus die Belagerung von Hüningen beobachtete. Das dafür benutzte Bänklein ist im Dachstock heute noch zu sehen. Dem Erzherzog «gab die dankbare und von einem Alldruck befreite Stadt ein Fest auf dem Petersplatz, das damals als das Non plus ultra von feierlicher Pracht angestaunt war» (Andreas Heusler).

Das Haus stand nahe dem westlichen Stadtrand. Nach Norden reichte der freie Raum bis gegen den markgräflichen Palast (Bürgerspital) und die Predigerkirche, mit ihrem schönsten Dachreiter am ganzen Rhein. Auf die dortige Kirchhofmauer hatte Holbein seinen wuchtigen Totentanz gemalt, der an die großen Pesten erinnerte. Seine Mahnung aber war vergebens, denn es dauerte noch über 100 Jahre, was Basel nicht gerade zur Ehre gereicht, bis unter dem Druck Mailands (1668) endlich die Pestbekämpfung energisch in die Hand genommen wurde. Ebensowenig vermochte sein höchster künstlerischer Feingehalt ihn vor der ochlokратischen Zerstörung zu bewahren.

Wer vor zwei Menschenaltern im Anblick der Basler Barockbauten aufgewachsen ist und unbewußt diese edlen, ebenmäßig-strengen, gebändigten Formen des französischen Barock, der dem Genius loci so sehr entspricht, als Maßstab des architektonisch Schönen schlechthin in sich aufgenommen hatte, dem war der Zugang zum Verständnis des süddeutschen Barock, wie des innerschweizerischen, nicht erleichtert. Vom verhaltenen Moll jener Klänge kommend, fühlte er sich von dem im fortissimo jubilierenden Dur der «Wies» oder Steinhausens, oder den Posaunenstößen von Maria Einsiedeln zunächst fast überwältigt.

Noch einer Beziehung des Hauses zur Kunst sei gedacht. Eine Gemälde sammlung ging hauptsächlich auf Daniel Burckhardt-Wildt zurück, den Schwiegersohn des Erbauers, der Hand in Hand mit Peter Vischer-Sarasin, dem Eigentümer des blauen Hauses, sammelnd, besonders die durch Fremdartigkeit, ihre künstlerischen Auffassung und ihre altertümliche Farbenherrlichkeit geheimnisvoll wirkenden «altdutschen Tafeln».

So passierte das berühmte Bild von Konrad Witz, «Salomon und die Königin von Saba», die Sammlung. Daniel Burckhardt-Werthemann schöpfte aus solchen Bildern in Privatbesitz die Anregungen zu seinen so erfolgreichen Forschungen über Konrad Witz («Ernte» 1926).

Im Nebenhaus aber (Nr. 14, wie 13 nicht benannt), während fast alle Häuser des Quartiers noch pittoreske Namen trugen, verzeichnet das Adreßbuch 1862 Jungfrau Emilie Linder, die sich der Familie Arnold Böcklins so sehr angenommen hat (Basler Jahrb. 1936). Die Geister von Holbein, Witz, Böcklin waren also hier hindurchgegangen, Kennzeichen Basels, wie es im Gedicht «Basel» von Kurt Schwitters heißt:

... es lienet böck es beinet hohl
es waldet grün und witzt.
der Ritter sticht den Wurm am Turm,
die Kirche aus Zement, ist Mosers beste Zeit ...

Ein Versuch, der Fassade des Wildt'schen Hauses einen Teil des warmen roten Farbtöns wieder zu geben, den ihr einst der Inzlinger Sandstein verliehen hatte, mißlang. Der Ersatz des gediegenen Grau-Blau (1933) durch ein himbeerfarbenes Rosa hatte wie ein Zuckerguß gewirkt und wurde denn auch bald wieder entfernt.

Inzwischen hatten sich immer mehr neue Universitätsbauten um den Petersplatz angesiedelt und andere wurden in den Kreis einbezogen: Vesalianum, Bernoullianum, Botanisches Institut, Universitätsbibliothek usw. Schon sind alle erweitert worden oder stehen im Begriff dazu. Durch den Neubau der Universität anstelle des Zeughauses ist ein würdiger Abschluß des Platzes gewonnen worden.

Obgleich zwischen Platz und Peterskirche bzw. dem Hebedenkmal eine Hauptarterie durchfährt, ist der Verkehrslärm für einen Platz fast im Stadtzentrum durchaus tragbar. Der Lärm versiegt im Platz. Nun scheint ein neuer Versuch am Platz geplant zu sein.

Schönheit und Würde des Platzes und, seine Aufgabe, der Erholung und Entspannung zu dienen, die er nun schon seit Dreiviertel eines Jahrtausends so ausgeglichen erfüllt, dürfen jedoch nicht angetastet werden. Soll er untertunnelt werden? Dann aber nur, wenn die Gesamtanlage, einer Dachterrasse ähnlich, ohne Gefahr für Baumbestand und Gesamtaspekt möglich wäre. Bekanntlich kümmert sich die Technik selten um unerwünschte, schädliche oder gefährliche Nebenwirkungen ihrer großen Leistungen. In einer bewußter gewordenen Zeit darf sich aber in anderer Form der Vandalismus am Totentanz nicht wiederholen.

W. Löffler